



*** Es gilt das gesprochene Wort ***

„Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch!“

**Bericht des Landesbischofs
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Dr. Johannes Friedrich**

**Tagung der Landessynode in Augsburg
10. – 14. April 2005**

GLIEDERUNG

1. Kirche vor Ort – Rückblick auf die bisherigen Diskussionen.....	4
1.1. Erscheinungsformen der Gemeinde Christi.....	4
1.2. Parochiale und überparochiale Dienste.....	5
2. Kirche vor Ort – Erfahrungen aus meinen Besuchen.....	7
2.1. Parochiale Arbeit.....	7
2.2. Überparochiale Arbeit.....	9
3. Kirche vor Ort – Perspektiven für die Zukunft.....	13
3.1. Subsidiarität: Stärkung der mittleren Ebene.....	13
3.2. Kooperation: Bildung von regionalen Einheiten.....	14
3.3. Solidarität: Verantwortung im Dienst des Nächsten.....	16

„Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ (Lk 17,21)

Sehr geehrte Frau Präsidentin, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

erst vor wenigen Wochen haben wir eine Zwischenbilanz im Blick auf den Konsolidierungsprozess gezogen. Die dort angestellten Überlegungen werden Sie in den kommenden Tagen ja noch intensiv beschäftigen. Fast zeitgleich hat eine Projektgruppe der Landessynode den für diese Sitzungswoche vorgesehenen inhaltlichen Teil auf die Zielgerade gebracht. „Kirche vor Ort“ ist das Thema, das Sie sich neben allen anderen anstehenden Entscheidungen für diese Synode vorgenommen haben. Ich freue mich, dass die Synode es sich neben all den finanziellen Entscheidungen zur Aufgabe gemacht hat, gleichzeitig an inhaltlichen Fragen konstruktiv weiterzuarbeiten. Denn Finanzen hin oder her: Der missionarische Auftrag unserer Kirche ist und bleibt unser erstes Anliegen.

Den Begriff „Kirche vor Ort“ habe ich in letzter Zeit immer öfter gehört. Zum ersten Mal prominent als Formel für eine Ortsbestimmung in der Frage nach dem Kirchenbild ist er bei uns aber wohl vor etwas mehr als zwei Jahren auf der gemeinsamen Konferenz der kirchenleitenden Organe in Rummelsberg aufgetaucht. „Kirche vor Ort“ stand dabei meinem Eindruck nach für ein Kirchenbild, das ganz entscheidend von den Bedürfnissen der uns anvertrauten Menschen vor Ort geprägt ist. Ich habe mich damals sehr über diesen Begriff gefreut, weil er weiter ist als der Begriff „Ortsgemeinde“ und weil er dort immer mit der Aussage verbunden war, dass ein Kirchturmdenken abzulehnen sei. Dass diese Bedürfnisse der Menschen vor Ort sehr unterschiedlich aussehen können, ist nichts Neues. Dementsprechend unterschiedlich sind dann auch die Bilder, die der Slogan „Kirche vor Ort“ wach ruft. Darüber werden Sie in dem nun beginnenden Prozess noch ausführlich beraten.

„Kirche vor Ort“ erinnert mich aber auch daran, dass der Geist Jesu Christi nicht abstrakt über uns schwebt, sondern in unserer konkreten Arbeit vor Ort Gestalt gewinnt. Das Reich Gottes, an dem wir alle mit unseren unterschiedlichen Begabungen arbeiten, ist eben nicht nur weit weg im Jenseits, sondern leuchtet im Hier und Jetzt immer wieder auf. „Das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ – diese Zusage aus dem Lukasevangelium ist für mich deswegen auch eine Ermutigung, den Begriff „Kirche vor Ort“ noch weiter mit Leben – mit geistlichem Leben – zu füllen. „Das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ – das sagt mir aber andererseits, dass letztlich nicht unser Wollen und Laufen den Ausschlag geben wird, sondern die Tatsache, dass Gott uns an allen Orten bereits mit offenen Armen empfängt.

All das hat mich dazu geführt, meinen heutigen Bericht ebenfalls dem Thema „Kirche vor Ort“ zu widmen und ihn gleichzeitig unter die Überschrift „Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch!“ zu stellen. Dabei will ich in drei Schritten vorgehen:

- (1) Kirche vor Ort - Rückblick auf die bisherigen Diskussionen
- (2) Kirche vor Ort - Erfahrungen aus meinen Besuchen
- (3) Kirche vor Ort - Perspektiven für die Zukunft.

1. Kirche vor Ort - Rückblick auf die bisherigen Diskussionen

In Rummelsberg hatten wir 2003 danach gefragt, wie wir uns unsere Kirche im Jahr 2008 vorstellen. Im Ergebnis wurde dabei deutlich, dass ein klar erkennbarer Wille zur stärkeren Profilierung unserer Kirche vor Ort vorhanden ist. Klarer erkennbar wollen wir sein

- in unseren Zielen
- mit unseren Beiträgen für unsere Gesellschaft
- in der Gestalt unserer Institutionen.

In meinem Bericht vor der Landessynode im Frühjahr 2003, also kurz nach der Rummelsberger Konferenz, habe ich den Begriff „Kirche vor Ort“ dann auch zum Thema gemacht. Ich hatte mich dabei im Schwerpunkt mit dem dritten Punkt beschäftigt, also mit der Frage nach der Gestalt unserer Institutionen. Aus heutiger Sicht sind mir davon zwei Punkte besonders wichtig geworden, auf die ich noch mal kurz hinweisen will.

1.1. Erscheinungsformen der Gemeinde Christi

Das Neue Testament kennt eine ganze Reihe von Bildern der Gemeinde Christi: vom wandernden Gottesvolk ist da die Rede (Hebr 13) ebenso wie vom Schiff, das sich einem bekannten Kirchenlied nach Gemeinde nennt (Lk 5,3ff; Mt 8,23f), aber auch vom Hirten und seiner Herde (Joh 10,11), vom Salz der Erde und vom Licht der Welt (Mt 5,13ff) und auch von der Hütte Gottes bei den Menschen (Offb 21, Joh 14). Jedes dieser Bilder bringt einen anderen Aspekt zum Ausdruck, die wir alle auch heute in unseren Gemeinden finden. Wichtig ist mir dabei, dass wir mit dieser Fülle und aus dieser Fülle der biblischen Bilder leben dürfen und nicht erst dann am Ziel sind, wenn uns die unmögliche Aufgabe gelungen sein sollte, sie auf ein einziges Bild zu reduzieren. Es gibt auch in der Bibel nicht die eine, sondern viele verschiedene Beschreibungen von Gemeinde – und damit auch von Kirche. Bibel und Erfahrung decken sich hier gegenseitig: Jede Gemeinde ist anders, jede Gemeinde hat ein eigenes Profil, hat eigene Stärken und Schwächen.

Keinen Unterschied macht das Neue Testament dagegen in der Bewertung von der Gesamtkirche und der Ortskirche. Die Unterscheidung taucht zwar auf, wird aber nicht trennscharf verwendet. Manchmal werden diese beiden Erscheinungsformen sogar bewusst in beiderlei Bedeutung gleichzeitig verwendet. Ortskirche und Gesamtkirche sind also unlöslich miteinander verbunden. Und das heißt: Die Gesamtkirche realisiert sich zwar in Gestalt von Ortsgemeinden, ist aber gleichzeitig mehr als die Summe derselben. Einzelgemeinde und Gesamtgemeinde stehen also in keinem einfachen Abhängigkeitsverhältnis, sondern sind letztlich zwei Seiten derselben Medaille.

Dass unsere heutigen Gemeindegrenzen so verlaufen, wie sie zur Zeit nun mal sind, entspringt also keineswegs irgendeiner höheren Weisheit. Die regionalen Abgrenzungen einzelner Gemeinden sind alles andere als so und nur so möglich. Die Aufteilung in Parochien ist vergleichsweise zufällig und in vielen Fällen auch erst im 19. Jahrhundert aus rein pragmatischen Gründen heraus entstanden. Ich betone das hier ausdrücklich, weil ich bei meinen Dekanatsbesuchen manchmal den Eindruck gewonnen habe, dass der Begriff „Gemeinde“ heute bei uns vorschnell mit „Parochie“ gleichgesetzt wird. Eine solche Gleichsetzung ist aber weder historisch noch theologisch einleuchtend: Während die Gemeinde die – bisweilen „unsichtbare“ – Gemeinschaft aller Glaubenden ist, ist die Parochie eine von Menschenhand gesetzte und deshalb auch revidierbare Verwaltungsgröße. Die parochialen Grenzen haben ja sowieso im Alltag vieler Gemeinden eine immer geringere Bedeutung. Insbesondere in den Städten ist erkennbar, dass die Menschen sich ihre Seelsorger und Seelsorgerinnen mehr und mehr unabhängig vom eigenen Wohnort su-

chen. Wir müssen daher unbedingt einen Gemeindebegriff entwickeln, der sich nicht ganz alleine an der Parochie orientiert.

Unsere kirchliche Gesetzgebung trägt dem Befund Rechnung. Sie kennt (1.) die Kirchengemeinde im engeren Sinn, die als „örtlich bestimmte Gemeinschaft von Kirchenmitgliedern“ definiert wird, die „sich regelmäßig um Wort und Sakrament versammelt und in der das Amt der Kirche ausgeübt wird“ (Art. 20 Abs. 3 KVerf). Eine so bestimmte Kirchengemeinde kann (2.) entweder mit einer Parochie deckungsgleich sein oder selbst nochmals in mehrere Parochien zerfallen. Nochmals sowohl von der Kirchengemeinde als auch von der Parochie unterschieden werden dann aber (3.) ausdrücklich „andere Gemeindeformen, Einrichtungen und Dienste“, wie Ihre Vorgängersynode diese Überschrift neu gefasst hat. Von diesen „anderen Gemeindeformen“ heißt es ebenfalls in unserer Kirchenverfassung: „Gemeinde Jesu Christi verwirklicht sich ebenso in anderen Gemeindeformen, in Einrichtungen und Diensten“ (Art. 37 KVerf). Diese anderen Gemeindeformen, Einrichtungen und Dienste haben als Zweckbestimmung, wie die Kirchengemeinden auch, „die Erfüllung des kirchlichen Auftrags“ (Art. 38 Abs. 1 KVerf). Ein Gesetzentwurf zur Näherbestimmung der „anderen Gemeindeformen“ ist in unserer Kirchenverfassung zwar angelegt (Art. 37 Satz 2 KVerf) und im Augenblick in Bearbeitung, aber noch nicht ausgeführt.

Aus all dem habe ich damals auf der Synode in Würzburg gefolgert:

- (1) Es ist der Wille Jesu Christi, dass wir als Gemeinschaft der Glaubenden versammelt um Wort und Sakrament eine Kirche bilden.
- (2) Das Haupt der Kirche ist einzig und alleine Jesus Christus selbst.
- (3) Der Auftrag der Kirche besteht darin, die Botschaft des Evangeliums von Jesus Christus in Wort und Tat zu kommunizieren.
- (4) Zur Kommunikation des Evangeliums ist uns durch biblische und reformatorische Tradition keine bestimmte Form der Verkündigung vorgegeben.
- (5) Es gibt in unserer derzeitigen verfassten Kirche verschiedene Formen, in denen die Kommunikation des Evangeliums vor Ort geschieht.
- (6) „Kirche vor Ort“ meint darum nicht nur die vor Ort ansässige Kirchengemeinde, sondern kann auch andere Gemeindeformen, kann auch Einrichtungen und Dienste umfassen.

Das führt mich zum zweiten Punkt, der mir heute besonders wichtig erscheint:

1.2. Parochiale und überparochiale Dienste

Viele der Beratungen im Laufe des Konsolidierungsprozesses haben im Hintergrund immer wieder die Frage nach dem Verhältnis von parochialen und überparochialen Diensten aufgeworfen. Nicht selten wurde dabei gefragt, ob wir in Anbetracht der Finanzlage nicht schwerpunktmäßig in den überparochialen Diensten sparen sollten, um die Parochie zu stärken. Es dürfte aus dem bisher Gesagten schon deutlich geworden sein, dass diese Maxime als Generalkonzept zu kurz greift. Vielmehr müssen alle unsere bisherigen Aktivitäten überprüft werden, seien sie auf parochialer oder überparochialer Ebene. Dementsprechend wurde auch das Konsolidierungspaket geschnürt, das unseren Haushalt bis 2006 wieder handlungsfähig machen soll.

Trotzdem gewinne ich manchmal den Eindruck, dass parochiale und überparochiale Dienste nicht als einander sinnvoll ergänzende Gestalten der Gemeinde Jesu Christi verstanden werden, sondern sich gegenseitig als Konkurrenz wahrnehmen. Das hält der Praxis aber nicht stand: Bei meinen Dekanatsbesuchen wird mir immer wieder und untrennbar beides

gezeigt: lebendige, parochiale Gemeinden mit fröhlichen, selbstbewussten Christen, die stolz sind auf ihre Gottesdienste, zu denen viele Menschen kommen, junge wie alte. Und die mir von ihren Gemeindegremien berichten, zu denen in den Städten auch Menschen aus anderen Gemeinden kommen und in denen diese Gemeinden auch immer wieder neu Menschen ansprechen, die bisher keinen Kontakt zur Kirche hatten. Und dann werden mir als wichtige Dienste im Dekanatsbezirk als Kirche vor Ort die Krankenhausseelsorge gezeigt und überzeugende diakonische Einrichtungen, Gottesdienste für Jugendliche für die ganze Region ebenso wie Studentenseelsorge, viele ganz unterschiedliche Angebote, die sich nicht auf parochiale Arbeit reduzieren lassen, die aber gleichwohl Erscheinungsformen von Kirche vor Ort sind.

Dabei steht für mich fest: Kirche kann bei uns nicht ohne parochiale Arbeit Gestalt gewinnen. Aber andererseits können viele Aufgaben in der Parochie auch nicht umfassend ausgeübt werden – das wäre eine Überforderung. Deshalb ist die überparochiale Arbeit aus unserer Kirche heute nicht mehr wegzudenken. Es muss daher darum gehen, die überparochiale Arbeit als Kirche vor Ort neu zu begreifen und den Dienstcharakter der überparochialen Arbeit für die parochiale Arbeit wieder zu entdecken. In Würzburg habe ich dabei vier Formen unterschieden, die mir auch heute noch hilfreich erscheinen:

- (1) Überparochiale Dienste, die Gemeinden mit speziellen Zielgruppen bilden und versorgen, die durch die parochialen Gemeinden so nicht versorgt werden könnten, z.B. Gehörlosengemeinden oder Hochschulgemeinden – das ist Kirche vor Ort!
- (2) Überparochiale Dienste, die Kirche vor Ort unmittelbar unterstützen, z.B. das Gottesdienstinstitut, das Intranet oder die Gemeindeakademie, aber auch die Diakonie sowie sämtliche Verwaltungsdienste.
- (3) Überparochiale Dienste, die sich zielgruppenorientiert an Kirchenmitglieder wie an Nichtmitglieder wenden, z.B. die Rundfunkbeauftragte oder die Akademie in Tutzing.
- (4) Mischformen, die „Kirche vor Ort“ unterstützen und gleichzeitig Gemeinde bilden, wie z.B. die Landvolkshochschulen auf dem Hesselberg, in Pappenheim und Alexandersbad.

Neben diesen vier Formen überparochialer Dienste gibt es noch weitere Aufgaben und Herausforderungen für unsere Kirche, die mit ihrem Kirchesein unverzichtbar verbunden sind. Dazu gehört, wie der Grundartikel unserer Kirchenverfassung beschreibt, die Beziehung zu anderen Christinnen und Christen innerhalb der lutherischen Weltgemeinschaft und anderer Konfessionen im Ökumenischen Rat der Kirchen. Auch die Wahrnehmung dieser Aufgaben ist ein überparochialer Dienst, der wesentlich für unsere Kirche ist und für den deshalb auch weiterhin personelle und finanzielle Ressourcen zur Verfügung gestellt werden müssen. Die Landessynode wird sich bei ihrer Tagung im Herbst dieses Jahres mit einer Konzeption der partnerschaftlichen Beziehungen unserer Kirche intensiv beschäftigen.

Soweit zum Rückblick auf die bisherigen Überlegungen zum Begriff „Kirche vor Ort“. Im zweiten Abschnitt will ich jetzt einige Erfahrungen zusammenfassen, die mir aus meinen Besuchen in Dekanaten und anderswo in diesem Zusammenhang wichtig sind.

2. Kirche vor Ort – Erfahrungen aus meinen Besuchen

Anders als jeweils im Herbst möchte ich Ihnen themenbezogen einige Erfahrungen berichten, die ich nicht nur im letzten Jahr, sondern in den letzten Jahren gemacht habe: bei Dekanatsbesuchen wie bei Einrichtungen, in unseren Partnerkirchen wie bei Konferenzen. Dabei habe ich zuallererst bemerkt: wenn es um Gelder, Stellen oder andere Ressourcen geht, sind wir fast alle – ob parochial oder überparochial engagiert – schnell dabei zu überlegen, ob nicht die jeweils Anderen zu viel bekommen und wir selbst zu wenig.

Das mag allgemein menschlich sein. Aber mich bedrückt es sehr, wenn Neid und Eifersucht in unserer Kirche eine so große Rolle spielen – wo uns doch die Liebe zu unserer Kirche und vor allem zu dem Evangelium, das unsere Kirche ausstrahlen will und soll, verbindet. Dieses gemeinsame Ziel sollte doch eine stärkere Rolle spielen als die Einzelinteressen, die wir natürlich jeder und jede an ihrem Ort zu vertreten haben.

Wenn ich aber durch das Land fahre, erlebe ich gottlob ebenso, dass die Gefühle und Erfahrungen im Alltag oft auch ganz andere sind: da halten wir dann doch auch die Arbeit der anderen für eine wichtige Arbeit unserer Kirche, ja nicht selten für unverzichtbar.

2.1. Parochiale Arbeit

Welche Gemeinde auch immer ich besuche, fast immer wird mir als Erstes stolz die eigene Kirche gezeigt. Damit wird deutlich, was im Zentrum der Aktivitäten steht: Die Verkündigung des Wortes Gottes, der Gottesdienst in allen seinen Variationen, auch mit der Feier der Sakramente. Ich freue mich, mit wie viel Liebe und Mühe diese Kirchen oft geschmückt und herausgeputzt sind. Freilich sicherlich auch, weil der Landesbischof nicht alle Tage zu Besuch kommt – aber auch, weil Predigt und Gottesdienst so hoch geschätzt werden. Und das zu Recht. Wort und Sakrament sind es, die nach Art. 7 der Confessio Augustana die Kirche begründen.

Dabei gibt es ganz verschiedene Formen, in denen Wort und Sakrament weitergegeben werden können. Die meisten Gemeinden nutzen eine facettenreiche Bandbreite an Gottesdienstformen, die jeweils auf bestimmte Gruppen in der Gemeinde zielen. So gibt es neben den traditionellen Hauptgottesdiensten fast immer auch Kinder- und Familien- und Jugendgottesdienste. Oft reicht das Spektrum aber noch viel weiter: Gottesdienste für Alleinstehende oder Trauernde, speziell für Frauen oder Männer, für Neuzugezogene oder anlässlich eines Jubiläums, Gottesdienste für pflegende Angehörige und vieles mehr.

Freilich stellt sich mit diesen vielen verschiedenen Zielgruppengottesdiensten immer gleichzeitig auch die Frage, wie die innere Zusammengehörigkeit der vielen einzelnen Gruppen sich dann auch äußerlich zeigt. Deswegen fällt es mir – trotz aller praktischen Erfahrungen, die dem entgegenstehen – schwer, den Anspruch aufzugeben, dass der Gottesdienst am Sonntagmorgen der zentrale, gemeinsame Gottesdienst der ganzen Gemeinde sein will. Aber dennoch halte ich die kreative Vielfalt, die hier entstanden ist, für eine große Bereicherung unserer Kirche.

Es ist daher natürlich auch zu kurz gegriffen, wenn man, um die Zahl der Gottesdienstbesucherinnen und -besucher zu ermitteln, nur die Zahl derer nimmt, die den traditionellen Sonntag-Vormittag-Gottesdienst besuchen. Um eine ehrliche Zahl zu bekommen, muss man auch die vielen anderen Gottesdienstformen mitzählen. Und dann kommt man zu dem Ergebnis, dass der Gottesdienstbesuch insgesamt in den letzten Jahrzehnten keineswegs zurückgegangen ist. Und wenn man dann noch dazu nimmt, dass auch in vielen Gruppen und Kreisen – von denen es früher nicht annähernd so viele gab – Verkündigung geschieht, dann gibt es wirklich keinen Grund zu klagen. Sicher: es muss immer unser Ziel bleiben, mehr und mehr Menschen zu erreichen, da darf es keinen Stillstand in unseren Bemühungen geben. Aber so schlecht, wie wir manchmal auch von uns selbst reden, sind wir letztlich doch gar nicht.

Und lassen Sie uns nicht unterschätzen, was allein die Präsenz unserer Kirchengebäude im ganzen Land bedeutet. Für viele Menschen, auch solche, die nicht regelmäßig in den Gottesdienst gehen, steht eine Kirche, ein Kirchturm für einen Ort des Vertrauens. Sie

wissen: hier finde ich jemanden, der ein offenes Ohr hat und der mich akzeptiert, so wie ich bin. Es ist ein Erkennungszeichen unserer Kirche, das eigene Erfahrungen wachruft und mit vielen positiven Assoziationen verbunden ist.

Deshalb sollten wir auch nicht vorschnell von der Aufgabe von Kirchengebäuden reden. Ich selbst habe ja sehr bewusst vor zwei Jahren vor Ihnen darauf hingewiesen, dass wir in bestimmten Fällen auch bereit sein müssen, eine Kirche aufzugeben, wo wir sie nicht mehr benötigen. Ich wollte deutlich machen, dass das ein ganz normaler Vorgang sein kann: wenn sich die Bevölkerungsentwicklung in unserem Land verschiebt, müssen wir in der Lage sein, weiterhin neue Kirchen zu bauen, nämlich dort, wo unsere Gemeinden sich vergrößern, und gegebenenfalls auch bereit sein, Kirchen oder Gemeindehäuser aufzugeben, nämlich dort, wo sie wegen kleiner werdenden Gemeinden nicht mehr gebraucht werden. Beim Besuch des Landeskirchenrates in Prag vor zwei Wochen wurde mir wieder einmal deutlich, dass das auch keine moderne Erscheinung ist: dort hat man schon vor vielen Jahren Dutzende von Kirchen säkularisiert. Es stimmt im Übrigen auch nicht, dass die evangelische Kirche sich bundesweit von 50 % ihrer Gotteshäuser trennen müsse, wie vor einigen Wochen in einigen Medien berichtet wurde. Bei diesem Bericht handelte es sich um eine Falschmeldung, wie die EKD in einer Pressemitteilung unverzüglich klarstellte. Wenn wir uns schon von Immobilien trennen müssen, dann werden wir sicherlich erst einmal an den Verkauf sonstiger Immobilien denken als an den Verkauf von Kirchen.

Der Dienst in den Parochien vor Ort ist also unverzichtbar und ist ganz Kirche, aber er ist nicht die ganze Kirche. Die Weitergabe des Evangeliums erfolgt heute ja auf ganz verschiedenen Wegen – und auch das ist eine Entwicklung, über die wir uns doch alle erst einmal freuen sollten. Schließlich sind die Menschen, die wir erreichen wollen und sollen, ja auch ganz verschieden – warum sollen also die Wege, die uns zu diesen Menschen und die Menschen in die Kirche führen, nicht genauso verschieden sein? Schon von daher habe ich wenig Verständnis für die Zwischenrufe, die in Anbetracht der finanziellen Lage meinen, jetzt unsere Aktivitäten auf ein möglichst eingleisiges Engagement zurückzuschrauben. Logisch erschien mir dagegen, auch bei Sparzwängen möglichst viele verschiedene Wege offen zu halten – auch wenn die Profile der einzelnen Zugänge sicherlich noch geschärft werden können und müssen.

Ganz in diesem Sinne hat mir ein Dekan einmal gesagt, dass die Parochie in seiner Stadt für die Menschen dort kaum mehr eine Rolle spiele. Wenn die Bürgerinnen und Bürger Kirche wahrnehmen, dann dort, wo sie ihnen punktuell zusagt – sei es in Gestalt von Bildungsangeboten oder in Gestalt von diakonischem Engagement. Kirche vor Ort, das meint darum dort – wie schon bei Martin Luther – Kirche in der Stadt – mit all den Angeboten parochialer und überparochialer Art, die es in einem Stadtdekanat gibt – und nicht Kirche in der Ortsgemeinde oder in der Parochie.

Bestätigt wird diese Aussage durch die Ergebnisse der 4. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die gezeigt hat, dass „vermutlich alle kirchlichen Strukturen nur für einen Teil der Kirchenmitglieder logisch und die Angebote nur für Wenige im Alltag attraktiv sind“¹. Es gibt also kein Patentrezept, an dem wir uns ausrichten könnten. Weder die Parochie noch die überparochialen Dienste alleine können die Bandbreite an Christinnen und Christen bedienen, die es in unserer Kirche – Gott sei Dank! – gibt. Die Verantwortlichen in den Gemeinden müssen dafür aber manchmal erst noch gewonnen werden, diese Entwicklung anzuerkennen und sich dann auch entsprechend zu verhalten. Manchmal scheint es immer noch in erster Linie darum zu gehen, nur die eigene Gemeinde im Blick zu haben und zu stärken – ganz egal, was die Nachbargemeinde oder gar das Dekanat ergänzend dazu an

¹ Claudia Schulz, Zwischen Kirchenbindung und religiöser Indifferenz, Lernort Gemeinde 23, 2005, [14-17] 17.

Möglichkeiten bereithält. Zentrale Angebote, die das Dekanat macht, werden dann zunächst sehr kritisch darauf hin angesehen, ob dadurch nicht Gemeindeglieder „abgezogen“ werden – und erst dann, wenn man merkt, dass durch zentrale Angebote auch die Ortsgemeinden zahlenmäßig gestärkt werden, ist die Zustimmung da. Das ist ein Kirchturmdenken, wie es im Buche steht, das wir uns heute nicht mehr leisten können. Es geht eben nicht nur um die eigene Ortsgemeinde, sondern um die Gemeinde Christi, die natürlich viel größer ist. Leitung in so einem Dekanat, so sagte der Dekan, bedeutet deshalb dreierlei: 1.) Motivieren und Überzeugen 2.) Motivieren und Überzeugen 3.) Motivieren und Überzeugen. Dabei, so der Dekan weiter, sei das theologische Argument von der Freiheit des Geistes leider nicht nur ein Hinweis auf die willkommene Vielfalt, sondern auch immer wieder ein gutes Argument für Eigenbrötelei.

Wenn wir, verehrte Synodale, der Freiheit des Geistes wirklich Raum geben wollen, dann müssen wir ihm, so weit es an uns liegt, möglichst viele Möglichkeiten eröffnen wirksam zu werden, jeder und jede von uns an seinem und ihrem Platz. Damit das Reich Gottes mitten unter uns immer wieder aufleuchten kann.

2.2. Überparochiale Arbeit

Darum bin ich froh, dass es auch ganz andere Stimmungen in unserer Landeskirche gibt. Gerade die Gemeinden, zu denen eine vergleichsweise große Zahl von einer bestimmten Zielgruppe gehört, sind dankbar für jede überregionale Unterstützung.

So ist es nach meinen Besuchen in Gemeinden mit besonders vielen **Aussiedlern** beispielsweise für mich undenkbar, dass eine Gemeinde vor Ort mit dieser anspruchsvollen Aufgabe allein fertig wird. Ich habe hoch motivierte und hoch engagierte Gemeindepfarrer erlebt, die die Aussiedlerarbeit wirklich zu ihrem Thema gemacht haben. An dem Tag, wo ich mit einem von ihnen sprach, hatte er am selben Tag noch 14 Taufen und 2 Konfirmationen zu halten. Diese Kollegen und die vielen kompetenten Ehrenamtlichen, die ihnen zur Seite stehen, sind dankbar dafür, dass es seitens der Landeskirche sehr gutes Material für Tauf- und Konfirmationsunterricht gibt, das sie allein nie hätten herstellen können. Sie arbeiten sehr eng und sehr direkt mit den diakonischen Einrichtungen zusammen, die ihrerseits wieder mich heftig darum bitten, doch auf keinen Fall die Aussiedlerarbeit durch Pfarrerinnen und Pfarrer einzuschränken. Die intensive Arbeit mit solchen Zielgruppen kann, wenn sie professionell und verantwortungsvoll vorgehen will, keine Ortsgemeinde leisten.

Das gilt natürlich auch für die vielen anderen Formen der so genannten Sonderseelsorge, die es in unserer Kirche gibt. Am offensichtlichsten ist die Notwendigkeit dieser überparochialen Einsätze wohl in der **Krankenhausseelsorge**. Keine Ortsgemeinde kann es neben ihren zahlreichen anderen Aufgaben stemmen, ein größeres Krankenhaus oder eine Rehaeinrichtung adäquat zu versorgen. Es ist für mich daher eine überaus beglückende Erfahrung der letzten zwei Jahre und ein Ergebnis der Landesstellenplanung, dass wir es – anders als andere Kirchen – nicht nur gemeinsam geschafft haben, dass die Krankenhausseelsorge in unserer Kirche insgesamt nicht gekürzt wurde, sondern im Gegenteil: viele Dekanate haben ihre „Regionalen Einsatz-Stellen“ ganz oder teilweise der Krankenhausseelsorge gewidmet – ein Zeichen dafür, wie wichtig dieser überparochiale Dienst an der Basis geschätzt wird. Und wie klar und eindeutig auch dieser überparochiale Dienst „Kirche vor Ort“ ist.

Sehr offensichtlich ist die Notwendigkeit von überparochialen Diensten in der Sonderseelsorge in den letzten Monaten auch im Blick auf die **Flughafenseelsorge** geworden. Wie oft hatte ich zuvor die Frage gehört, ob wir diesen Dienst wirklich brauchen, was das mit Gemeindearbeit zu tun habe und Ähnliches. Aber spätestens seit der Flutkatastrophe

am 2. Weihnachtsfeiertag in Südasien dürfte wohl allen klar sein, wie unverzichtbar dieser Dienst für unsere Kirche ist. Tausende von traumatisierten Menschen wurden in kürzester Zeit höchst professionell betreut. Freilich mit Hilfe der Seelsorgerinnen und Seelsorger aus dem ganzen Umland – aber ohne die professionelle Koordination von zentraler Stelle aus wäre das kaum möglich gewesen. Ich habe bei dieser Gelegenheit staunend und dankbar zur Kenntnis genommen, wie vielfältig die Qualifikationen des dortigen Kirchlichen Notfallteams sind. Alle hatten eine Notfallseelsorgeausbildung absolviert. Darüber hinaus waren an psychologischen Qualifikationen vertreten: Analytische Ausbildung, Analytische Gruppentherapie, Ehetherapie, Existenzanalyse, Familientherapie, Gesprächstherapie, Klinische Seelsorgeausbildung, Logotherapie, Psychologie, Psychotherapie, Psychotraumatologie, Systemische Therapie, Supervision, CISM-Leitung. An medizinischen Qualifikationen waren dabei: Eine Fachärztin für psychotherapeutische Medizin, Krankenpfleger, Rettungssanitäter, Rettungsassistent, Pfleger in der Psychiatrie. Durch diese Kräfte wurden in der Zeit vom 27. Dezember bis zum 10. Januar am Flughafen München insgesamt 59 Maschinen mit 6173 Passagieren und 3787 direkt Betroffenen, daneben noch etwa 1000 Abholer betreut. Die Verantwortlichen des Flughafen Münchens haben ihre hohe Wertschätzung dafür z.B. mit folgenden Zeilen zum Ausdruck gebracht: „Ohne Ihr persönliches Engagement und die Koordination der vielen freiwilligen Helfer wäre es nicht möglich gewesen, die vielschichtigen Problemstellungen bei der Betreuung der Flutopfer so professionell zu bewältigen. Ihre psychologisch hervorragend ausgebildeten Helfer waren eine einfühlsame Stütze für betroffene Passagiere und Mitarbeiter und halfen uns uneigennützig an den zahlreichen Orten des Geschehens am Vorfeld und in den Terminals. Zum Teil wurde den Betroffenen sogar Hilfe bis zu ihren Wohnorten zuteil... Wir sind glücklich und stolz, dass wir dank Ihrer Hilfe dazu beitragen konnten, diese unverhofft eingetretenen menschlichen Tragödien ein wenig zu mildern und ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit entstehen zu lassen“. Kirche vor Ort also im besten Sinne. Ich möchte allen, die geholfen haben, hier nochmals für ihr außerordentliches Engagement herzlich danken.

Natürlich ist die Flughafenseelsorge aber auch ohne eine so schreckliche Katastrophe gut ausgelastet: durch tägliche Andachten und Gottesdienste, durch seelsorgerliche Begleitung von Passagieren und Personal, durch Hilfe bei akuten Krisenfällen. Welcher Gemeindepfarrer könnte behaupten, diese ganze Arbeit noch nebenbei schultern zu können?

Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit auch ein klares Wort zur **Notfallseelsorge** überhaupt sagen. Sie ist ein klassisches Beispiel dafür, wie auf unsere Kirche mit der sich verändernden Zeit immer wieder neue, wichtige Aufgabenfelder zukommen, denen wir uns stellen müssen. Im Bereich der Notfallseelsorge ist das durch das außerordentliche lobenswerte Engagement Einzelner gerade in unserer bayerischen Landeskirche sehr früh voran gebracht worden und inzwischen fast flächendeckend vorhanden. Hätten diese Einzelnen sich nicht vorgewagt, hätten wir an vielen Orten wohl heute dieselbe Situation wie derzeit noch in München, wo dieser Dienst zunächst säkular organisiert ist und unsere kirchlichen Mitarbeitenden sich dann von Fall zu Fall einklinken können. Ganz sicher machen auch Mitarbeitende anderer Institutionen eine hervorragende Arbeit. Aber für die Kirche ist eine Chance vertan – und für die Menschen ist es ein wichtiges, zusätzliches Angebot, wenn sie einen Notfallhelfer haben, der aus christlicher Motivation heraus diesen Dienst tut. Notfallseelsorge ist „Kirche vor Ort“ par excellence, näher vor Ort, näher an den Menschen, die uns brauchen, sind wir vielleicht nirgends. Aber wir haben den Einsatz Hauptamtlicher in diesem Bereich verkürzt anstatt ihn zu erweitern, nicht zuletzt weil manche meinen, „Kirche vor Ort“ wäre ausschließlich der parochiale Dienst.

Neben den vielen weiteren seelsorgerlichen Sonderdiensten, die ich – auch wenn ich jetzt nicht ausführlicher darüber berichten kann – alle für ausgesprochen wichtig halte, gibt es aber noch eine Reihe anderer überparochialer Dienste, für die die Menschen vor Ort i.d.R. sehr dankbar sind.

So zum Beispiel über die zahlreichen **Bildungsangebote**, die unsere Kirche bereit hält. Egal ob in Bildungswerken, Bildungszentren, Landvolkshochschulen oder Akademien: Das Angebot zu ganzheitlicher und an den Themen der Zeit orientierter Bildung, die auf Orientierungswissen und Stärkung der eigenen Persönlichkeit zielt, wird gerne angenommen. Im Unterschied zu anderen Anbietern zeichnen sich evangelische Bildungsangebote dabei dadurch aus, dass sie weder von (ausgesprochenen oder unausgesprochenen) fremden Interessen bestimmt noch an reiner Leistungssteigerung orientiert ist. Und das gilt nicht nur für die Erwachsenenbildung, sondern für die Bildungsarbeit insgesamt. Ich freue mich daher, dass unsere evangelischen Schulen heute wieder so stark nachgefragt sind, dass wir gar nicht genug Plätze haben, um alle aufzunehmen. Ungeachtet der Tatsache, dass natürlich auch an staatlichen Schulen von christlichen Lehrkräften christliche Werte vermittelt werden, kann man doch feststellen, dass es einen Unterschied macht, ob eine Schule in staatlicher oder kirchlicher Trägerschaft ist. Das merken dabei auch diejenigen, die sich selbst für eher unkirchlich halten. Sätze wie: „In einer evangelischen Schule wird mehr Wert auf Soziales gelegt“ oder „Da werden neben Inhalten auch Werte vermittelt“ sind keine Seltenheit und sind doch der schönste Beweis dafür, dass sich unsere profilierte Bildungsarbeit lohnt und durchaus als „Kirche vor Ort“ empfunden wird.

Ich will noch ein weiteres Feld aus dem Bereich „überparochiale Dienste“ herausgreifen, das mir manchmal etwas stiefmütterlich behandelt zu werden scheint: Die **Beauftragten** unserer Landeskirche. Das ist, wie ich weiß, für viele ein ungeliebtes Feld kirchlichen Handelns. Wenn man in unserer Kirche fragt: „Wo können wir was abbauen?“, werden ganz schnell die Beauftragten genannt. Unter dem Oberbegriff „Beauftragte“ verbirgt sich aber ganz Unterschiedliches. Manche Beauftragte bilden eine gemeindliche Arbeit für ganz bestimmte Zielgruppen, die von Ortsgemeinden so gar nicht erreicht werden könnten – so z.B. die Beauftragten für Gehörlosen-, Schwerhörigen- oder Blindenseelsorge. Sie bilden, wie schon erwähnt, direkt Kirche vor Ort.

Andere, wie etwa der Umweltbeauftragte, arbeiten direkt Ehrenamtlichen in den Gemeinden vor Ort zu, gehören also zu jener Gruppe der o.g. überparochialen Einrichtungen, die Kirche vor Ort direkt unterstützen. Das dichte Netz von Umweltbeauftragten in nahezu allen Ortsgemeinden hätte nicht ohne einen Hauptamtlichen geknüpft werden können. Selbst beim Kunstbeauftragten, einem, wenn ich das so sagen darf, ungeliebten Kind der Synode, wird es jetzt schon vor Ort in manchen Bereichen als Mangel empfunden, dass es ihn nicht mehr gibt. Die qualifizierte, theologische Beratung beim Kirchbau zum Beispiel kann ohne einen hauptamtlichen Kunstbeauftragten nicht mehr im gleichen Maß aufrecht erhalten werden, wie das bislang der Fall war.

Eine dritte Gruppe sind die Beauftragten, die einen ganz speziellen Auftrag in die Öffentlichkeit hinein haben, etwa der Politikbeauftragte oder die Rundfunkbeauftragte. Sie vertreten unsere Kirche ganz unmittelbar in den entsprechenden Ressorts der gesellschaftlichen Institutionen und stellen den dauernden Kontakt zu den entsprechenden Referaten im Landeskirchenamt sicher.

Bei einem Gespräch, das ich mit der Konferenz der Beauftragten hatte, haben wir diese unterschiedlichen Arten der Beauftragung miteinander besprochen und auch die Frage, ob und wieweit sie in ihren Äußerungen die Meinung der ELKB vertreten oder sich davon unabhängig äußern können. Auch hier ist es je nach Art der Beauftragung durchaus unterschiedlich zu sehen. Wir waren uns einig, dass es zum protestantischen Profil gehört, dass zu bestimmten Themen seitens der Repräsentanten unserer Kirche auch unterschiedliche Meinungen in der Öffentlichkeit geäußert werden können, dass es aber auch Situationen gibt, wo wir gegenüber der Politik etwas erreichen wollen: da wäre es kontraproduktiv, wenn wir einander entgegen gesetzte Auffassungen vertreten würden. Wir haben ver-

einbart, dass die Kommunikation zwischen den kirchenleitenden Organen und den Beauftragten intensiviert werden müsse. Manchmal haben wir uns bisher auch zu wenig der Fachkompetenz bedient, die da in unserer Kirche vorhanden ist.

Davon unabhängig müssen wir m.E. noch intensiver darüber nachdenken, ob die Konstruktion von einzelnen Beauftragten mit vielleicht einer halben Sekretariatsstelle völlig unangebunden an andere kirchliche Strukturen heute noch zeitgemäß ist. In vielen Fällen ist die Einbettung in vorhandene kirchliche Strukturen möglich und angebracht. Auch ist genauer zu prüfen, ob die Konstruktion, wie wir sie jetzt bei der Nachfolge des Kunstbeauftragten aufbauen, nicht zukunftsfähig ist: dass Gemeindepfarrstellen verbunden werden mit Beauftragungen. Ich halte von solchen Konstruktionen sehr viel, da sie geeignet sind, die Polarität von parochial und überparochial zu überwinden und Erfahrungen aus dem Gemeindealltag die Arbeit im überparochialen Bereich befruchten können und umgekehrt.

Bei meinem Besuch in der Partnerkirche der EKD in den USA, in der ELCA, wurde mir übrigens neu bewusst, wie gut wir daran tun, **feste „Stabsstellen“** für bestimmte gesellschaftspolitische Bereiche einzurichten. In der ELCA ist das nicht der Fall, und so krankt die Arbeit dort immer wieder daran, dass für wichtige Themen kein für die gesellschaftlichen Kräfte adäquates Gegenüber existiert. Die Abteilung „Church in Society“ gibt es dort zwar, aber es muss immer wieder aufs Neue viel Überzeugungsarbeit geleistet werden, um zumindest für das Allernötigste Geld zu erhalten. Die Folge ist, dass viele Themen gar nicht öffentlichkeitswirksam bearbeitet werden können und so die Kirche in Amerika aus unserer Sicht oft merkwürdig stumm bleibt, wenn es darum ginge, Partei zu ergreifen. Auf unserer gemeinsamen Konferenz in Rummelsberg habe ich ganz in diesem Sinne gehört, wie jemand von Ihnen moniert hat: „Die Kirche hat viel zu spät auf die Ökologisierung reagiert, jetzt reagiert sie nicht auf das Thema Globalisierung...“ Unabhängig von der Frage, ob diese Aussagen stimmen: sie sind ein Beleg dafür, dass wir Stabsstellen brauchen, die auf solche Entwicklungen aufmerksam machen und das entsprechende Rüstzeug bereitstellen, wirksam zu reagieren. Freilich ist es eine bleibende Frage, wie wir das meist ausgezeichnete Material, das in der Zentrale erarbeitet wird, dann auch tatsächlich an die Frau und an den Mann in der Gemeinde vor Ort bringen. Für dieses Problem haben wir aus meiner Sicht bislang noch keine wirklich befriedigende Lösung gefunden.

3. Kirche vor Ort – Perspektiven für die Zukunft

Vor Ort entscheidet sich, wie Kirche bei den Menschen wahrgenommen wird. Bei einer Klausur des Landeskirchenrates hat uns ein Berater von außen ins Gewissen geredet. Er hat sehr drastisch auf Fehler hingewiesen, die seiner Wahrnehmung nach immer wieder bei uns passieren: „Pfarrer sind nicht erreichbar, Pfarrer halten saumäßige Predigten, machen keine Hausbesuche“ sagte er, und hat diese Bilanz in den Vergleich zu den Mitbewerbern gestellt. Und er wies eindrücklich hin auf den „Mc-Donalds-Effekt“: ein einziger verdorbener Hamburger kann das ganze Unternehmen vernichten. Das kennen wir alle doch auch aus unserem eigenen Alltag: eine einzige berechtigte Beschwerde über die Kirche kann nicht durch 100 positive Erfahrungen aufgewogen werden. Ich merke zwar bei meinen Besuchen: die positiven Erfahrungen überwiegen bei weitem. Aber wir müssen uns dennoch fragen: Wie können wir im Umgang mit den Menschen vor Ort noch besser werden, auch wenn die finanzielle und personelle Ausstattung sinkt? Wie können wir verhindern, dass solch negative Erfahrungen das Bild unserer Kirche in der Öffentlichkeit zu Unrecht verschlechtern? Was können wir trotz aller widriger Umstände vor Ort tun, wie können wir unsere Kirche vor Ort besser aufstellen – oder besser und theologisch ausgedrückt: welche Barrieren können wir wegräumen, die dem Heiligen Geist im Weg stehen? Barrieren, die es erschweren oder gar verhindern, dass wir Menschen Vertrauen zu Gott

zu vermitteln, ihnen Gottes Liebe nahe bringen, kurzum, die frohe Botschaft unter die Menschen bringen?

3.1. Subsidiarität: Stärkung der mittleren Ebene

In unserer Partnerkirche in Papua-Neuginea habe ich erlebt, dass die Ebene der Distrikte – die in etwa mit unseren Dekanatsbezirken verglichen werden kann – mehr und mehr zur Handlungsebene werden sollte, damit etwas vorangeht. Die Ebene der Kirchengemeinde schien für nachhaltigere Vorhaben nicht ausreichend. Auch bayerische Mitarbeitende meinten etwa, dass das Bildungsprogramm „Rainbow“ nur auf der Ebene der Distrikte sinnvoll implementiert werden könnte, da von der Zentrale selbst aus wenig geistliche Leitung geschehe, die einzelnen Gemeinden aber damit überfordert seien.

In unserer Landeskirche haben wir uns in den letzten Jahren auch stark mit der Frage befasst, welche Dinge von welcher Handlungsebene aus am Besten gesteuert und verwaltet werden können. Dabei gab es in jüngster Zeit eine Verschiebung von der Landeskirche hin zu den Dekanatsbezirken. Sehr eindrücklich ist diese Verschiebung zum Beispiel bei der Landesstellenplanung geworden, die nach der letzten Revision die Verantwortung für die Verteilung der zur Verfügung stehenden Stellen dem Dekanat übertragen hat. Das hat mancherorts zunächst auch zu Problemen geführt, da man vor Ort im Dekanatsbezirk ja erst Verfahren und Kriterien entwickeln musste, nach denen diese Verteilung möglichst transparent vorgenommen werden konnte. Einige Dekanate haben daher auch eine Beratung in Anspruch genommen, von der sie sicher auch künftig weiter profitieren werden. Vom jetzigen Standpunkt aus kann man wohl sagen, dass diese Aufgabe aber alles in allem sehr gut von den Dekanaten gelöst wurde, meinem Eindruck nach jedenfalls sehr viel besser, als das von der Zentrale aus hätte geschehen können.

Ich bin daher guten Mutes, dass diese Verlagerung der Aufgaben auch beim innerkirchlichen Finanzausgleich Sinn machen wird. Denn vor Ort – was in diesem Fall heißt: im Dekanat selbst – kann doch viel besser entschieden werden, wo welches Geld im Moment wirklich nötig ist. Sicherlich: Die Kriterien für die neue Zuweisung wollen sorgfältig erarbeitet sein – weswegen die Vorlage nun auch erst im Herbst eingebracht werden kann. Herr Oberkirchenrat Dr. Böttcher wird dazu später ja noch ausführlich berichten. Die Landesstellenplanung hat aber gezeigt, dass auch größere Einschnitte und Verschiebungen durchaus akzeptiert werden, wenn die Notwendigkeit der Maßnahme vermittelt und Transparenz gewährleistet ist. Das muss uns auch beim innerkirchlichen Finanzausgleich gelingen. Grundsätzlich aber scheint mir die Kompetenzverlagerung auf die mittlere Ebene auch im Blick auf den innerkirchlichen Finanzausgleich weiterhin richtig.

3.2. Kooperation: Bildung von regionalen Einheiten

Die Verlagerung von Kompetenzen auf die Ebene des Dekanats hat auch noch einen anderen Effekt, der mir ausgesprochen wichtig ist: Die **Dekanate** sind so nicht länger einfach nur der Zusammenschluss einiger Einzelgemeinden, sondern werden mehr und mehr zu echten regionalen Einheiten. Ich erhoffe mir davon, dass so manche Reduktion, die schon nötig geworden ist oder noch nötig werden wird, im Dekanat aufgefangen werden kann. Und zwar nicht, weil die Lücke genauso wieder aufgefüllt würde – dazu müssten unsere Einnahmen ja wieder mehr werden, was im Moment aber nicht der Fall ist. Sondern deswegen, weil nicht mehr jede Gemeinde alles selbst im Programm haben muss, sondern auch auf die Angebote der Nachbargemeinde, ja des ganzen Dekanats zurückgreifen kann. Im Grunde genommen ist das die Idee, die auch die Programme „Evangelisch in Nürnberg“ und „Evangelisches München Programm“ getragen hat. Leider sah sich das Dekanat Mün-

chen offensichtlich gezwungen, letzteres im Zuge der Sparmaßnahmen einzustellen. Aber wenn ich mir die Auswertung der in den vergangenen Jahren geleisteten Arbeit ansehe, dann liegt die Ursache nicht darin, dass die Idee der Vernetzung grundsätzlich schlecht gewesen wäre, sondern eher darin, dass die Einrichtungen und Kirchen vor Ort der Notwendigkeit der Vernetzung anscheinend zu lange eine zu geringe Priorität eingeräumt haben. Für mich ist das ein Zeichen dafür, dass für die – nicht selten ja auch sehr anstrengende! – Bildung von regionalen Einheiten und die damit verbundene Kooperation untereinander noch heftig geworben werden muss. Daher sage ich jetzt in aller Deutlichkeit: Ohne noch wesentlich bessere Vernetzung und ohne noch deutlich verstärkte Kooperationen in fast allen Bereichen wird es in Zukunft nicht mehr gehen. Ich freue mich daher, dass mit dem Innovationsfonds unserer Landeskirche auch einige Projekte gefördert werden, die solche Kooperationen zum Ziel haben. Weitere Ideen sind jederzeit willkommen – es können noch bis 30. November 2005 Mittel aus dem Innovationsfonds beantragt werden.

Es wird eine vordringliche Aufgabe sein, als kirchenleitende Organe diese Notwendigkeit auch in die Basis hinein zu vermitteln, wo es nicht selten noch heftigen Widerstand dagegen gibt. Es wird nicht mehr jede Gemeinde alles machen können, und ein Blick in die Geschichte lehrt, dass das auch beileibe nicht nötig ist. Noch vor 20 Jahren hatten wir wesentlich weniger haupt- und nebenamtliche Mitarbeitenden in unserer Kirche und auch wesentlich weniger Dienste und Einrichtungen. So hatten wir im Jahr 1980 zum Beispiel nur knapp 2000 aktive Pfarrerrinnen und Pfarrer, während es im Jahr 2002 fast 3000 aktive Pfarrerrinnen und Pfarrer waren². Und dennoch hätte in den 80-er Jahren wohl kaum einer gemutmaßt, dass es mit der Volkskirche jetzt langsam ans Ende käme. Die Geschichte lehrt uns, dass wir auch mit wesentlich weniger Personal und Finanzen gut in der Fläche präsent sein können. Wir müssen uns m.E. daher nicht auf das Ende der Volkskirche einstellen, sondern darauf, dass wir in unserer Volkskirche wieder mit weniger Hauptamtlichen auskommen müssen. Das bedeutet Veränderung, aber keinen Rückzug aus der Fläche insgesamt.

Die Notwendigkeit einer noch besseren Kooperation besteht aber nicht nur zwischen den einzelnen Kirchengemeinden innerhalb eines Dekanates, sondern auch im Blick auf die **Zusammenarbeit von parochialen und überparochialen Diensten und über die Dekanatsgrenzen hinweg**. Ich bin daher sehr dankbar, dass auch hier erste Ansätze zeigen, dass ein Umdenken beginnt. Für manche Arbeitsbereiche sind zumindest unsere kleinen Dekanate eben auch noch zu klein, um Kirche vor Ort effektiv gestalten zu können. Ich begrüße daher die Überarbeitung des Kooperationsvertrages zwischen den drei kleinen Ries-Dekanaten und freue mich über jede weitere dekanatsübergreifende Zusammenarbeit, etwa im Bereich Kirchenmusik oder Erwachsenenbildung.

Ein weiteres Anliegen ist es mir, dass auch die **Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie** vor Ort noch weiter gestärkt wird. Beim Besuch des Diakonischen Werkes unserer Landeskirche wurde mir deutlich gemacht, wie wichtig für die Mitarbeitenden dort die Gemeindepfarrer und -pfarrerinnen als Ansprechpartner sind, um den Kontakt zu den Gemeinden zu stärken. Die Diakonie möchte die Entwicklung, dass sich institutionalisierte Diakonie und Gemeinden weiter auseinander entwickeln, nicht befördern, denn sie weiß, wie wichtig die Ortsgemeinde als Kirche vor Ort für sie ist. Deshalb möchten die Mitarbeitenden dort, dass Diakonie und Gemeinden im operativen Bereich „mehr aneinander denken“. „In der Stadt“ – so fasste es ein Geschäftsführer der Diakonie zusammen – „gibt es immer weniger Interesse von Pfarrern und Gemeinden an der Diakonie“. Zum Glück hat das nicht immer so unverständliche Folgen wie bei jener Nürnberger Gemeinde, die – nachdem sie all ihre diakonische Arbeit an einen überörtlichen Träger abgegeben hatte – schließlich auch noch

² Zum 01.01.1980 waren 1917 Pfarrerrinnen und Pfarrer in einem aktiven Dienstverhältnis, zum 01.01.2002 waren es dann 2898.

ihre Mitgliedschaft beim Diakonischen Werk des Dekanatsbezirks gekündigt hat. Eine Maßnahme, die ich nicht verstehe und die hoffentlich ein Einzelfall bleibt.

Insgesamt kann man vielleicht sagen, dass ein generelles Umsteuern in unserer Kirche nötig ist: Wir werden in Zukunft weniger vom Erhalt der Ressourcen her denken, sondern mehr von den Zielen her, über die wir uns weiter verständigen müssen. Wichtig ist mir dabei: wir sind in einem Prozess, in dem wir darüber nachdenken, wie wir mit weniger Geld und weniger Personal wirtschaften, es angemessen einsetzen und verteilen sollen.

Dabei geht nicht immer darum, zu überlegen, welche Arbeitsbereiche eingestellt werden müssen, sondern um die Frage: welche können wir finanziell und personell fördern, welche nicht mehr? Wenn sich für diese Arbeit eine andere Form der Förderung und nachhaltigen Weiterführung findet: sehr gut. Das wollen wir nicht verhindern, im Gegenteil. Und dann müssen wir auch stärker darüber nachdenken: Wie können wir einen Arbeitsbereich fördern, ohne Gelder und Personal zur Verfügung zu stellen! Ist dies möglich durch zur Verfügung stellen von Räumen? Können wir ein Qualitätssiegel verleihen? Welche anderen, kreativen Lösungen gibt es noch?

3.3. Solidarität: Verantwortung im Dienst des Nächsten

Uns ist klar: Wer Prioritäten setzt, muss zugleich benennen, was weg fallen soll. Es wurde ja schon öfter der Versuch unternommen, Prioritäten und Posterioritäten unseres zukünftigen kirchlichen Handelns festzulegen. Oft liefen diese Diskussionen darauf hinaus, dass am Ende nur Prioritäten, aber keine Posterioritäten gefunden werden konnten. Wenn man es negativ sieht, kann man das als Entscheidungsschwäche werten. Positiv gesehen ist es aber ein Zeichen dafür, dass wir gegenwärtig in nichts investieren, was ganz einfach verzichtbar wäre.

Ich gehe daher davon aus, dass weiterhin noch ein gutes Stück Arbeit vor uns liegt, wenn wir erneut Prioritäten und Posterioritäten benennen sollen. Aber ganz egal, was dabei herauskommt – wichtig scheint mir in jedem Fall eines: dass wir nicht von uns selbst, nicht von unseren eigenen Interessen aus argumentieren, sondern von einem Standpunkt der Solidarität aus.

Solidarität ist heute ein viel genutzter, leider auch schon verschlissener Begriff. Aber trotzdem bringt er noch am Besten zum Ausdruck, worauf es mir in Zukunft ankommt: dass wir nicht von uns aus, sondern vom Nächsten aus argumentieren.

Um Solidarität wirklich gewährleisten zu können, brauchen wir Strukturen, die über den einzelnen Arbeitsbereich hinaus weisen. Das sind zuerst die regionalen Zusammenschlüsse bis hin zu den Dekanaten, über die ich ja gerade ausführlich gesprochen habe. Auch sie sind dazu aufgefordert, ihren Aufgaben in solidarischer Verantwortung nachzukommen.

Darüber hinaus gibt es aber noch eine weitere Handlungsebene, die ganz besonders der Solidarität verpflichtet ist: das ist die Ebene der Landeskirche, also der kirchenleitenden Organe – und das sind wir. An dem bisherigen Konsolidierungsprozess konnten wir sehen, dass eine auf Solidarität zielende Steuerung unabdingbar ist, wenn Prozesse gerecht gestaltet werden sollen. Dabei standen und stehen wir alle in dem ständigen Zwiespalt, gleichzeitig Interessenvertreter bestimmter Gruppen sowie auch Anwälte der Gesamtkirche zu sein. Ein Spagat, der nicht leicht ist, der aber geschafft werden muss.

Kein Verständnis habe ich daher dafür, wenn einzelne Gruppierungen, die sich ausdrücklich als Teil unserer Landeskirche verstehen und die auch hier in der Synode vertreten sind, gemeinsam gefasste Beschlüsse ignorieren oder gar eine „Alternative“ empfehlen wollen, wie

dies unlängst der Arbeitskreis Bekennender Christen (ABC) getan hat. Es tut mir leid, das so deutlich sagen zu müssen – aber es kann für mich nicht angehen, dass der ABC jetzt eine eigene „Lebensordnung für die Gemeinde“ empfiehlt, die praktisch anstelle der von uns allen gemeinsam auf der letzten Synode verabschiedeten Leitlinien treten soll. Unter solidarischem Handeln verstehe ich jedenfalls etwas anders.

Natürlich ist es nur allzu menschlich, immer wieder leicht in die ausschließliche Rolle eines Interessenvertreters zu rutschen. Ich will uns alle (und nehme mich dabei selbst nicht aus!) deswegen an dieser Stelle ausdrücklich dazu ermutigen, uns stets auch auf unsere gesamtkirchliche Verantwortung zu besinnen. Das ist oft der schwierigere Weg, weil man sich damit an der so genannten Basis nicht unbedingt beliebt macht – aber außer uns, außer Ihnen also gibt es keine Instanz in unserer Kirche, die diese wichtige Aufgabe wahrnehmen könnte. Die Synode kommt ihrer Aufgabe im besten Sinne nach, wenn sie Leitung im Sinne von Steuerung der Gesamtkirche, nicht nur im Sinne der Interessenvertretung Einzelner oder einzelner Institutionen wahrnimmt. Das operative Geschäft dagegen sollten andere wahrnehmen – auch wenn die Versuchung noch so groß ist, sich selbst dann auch noch in die die Umsetzung betreffenden Angelegenheiten einzumischen.

Ich komme darum mehr und mehr zu dem Schluss, dass der Aufbau und die damit verbundene Aufgabenverteilung unserer Landeskirche alles in allem auch heute noch sehr gut ihrem Auftrag entspricht. Man könnte eine Kirche ja auch ganz anders organisieren – wie der Blick in andere Mitgliedskirchen der EKD oder unsere Partnerkirchen zeigt. Die als Landeskirche organisierte ELKB ist zwar nur eine kontingente, aber letztlich doch notwendige Gestalt von Kirche. Notwendig, weil sie die nötige Steuerung gewährleistet und sie ein sichtbares Abbild der Universalität von Kirche ist, die ja auch jeder Ortsgemeinde innewohnt. Keine Gemeinde existiert nur für sich alleine. Kontingent ist diese Gestalt der Kirche, weil man natürlich auch andere Organisationsformen wählen könnte. Im Blick auf die Gewährleistung von Solidarität und auch, um als Gegenüber zu anderen gesellschaftlichen Institutionen wirken zu können, hat sich die Form der ELKB, meine ich, allerdings gut bewährt.

Ich denke daher, dass wir gute Voraussetzungen haben, um die Kirche vor Ort auch in Zukunft offen und deutlich, aufgeschlossen und verlässlich gestalten zu können. Auf kirchenleitender Ebene wird es dabei eine unserer wichtigsten Aufgaben sein, gerade in Zeiten der Haushaltssanierung solidarisch zu handeln. Was das im Einzelnen heißt, ist weder eindeutig noch einfach. Aber auch für uns gilt, dass das Reich Gottes bereits mitten unter uns ist. Noch nicht in seiner vollendeten Gestalt, aber durchaus schon wahrnehmbar. Während wir noch auf der Suche sind, ist Gott schon da und heißt uns willkommen. Das sollte uns Ansporn genug sein, selbstbewusst und fröhlich ans Werk zu gehen.